



Werner Seifert

Phantastische Geschichten – eine Methode der Persönlichkeitsdiagnostik am Beispiel des TAT*

I

Der TAT (thematische Apperzeptionstest) ist ein *Persönlichkeitstest*, kein Intelligenz-, Fähigkeits- oder Eignungstest. Er wird zu den sogenannten projektiven Tests gezählt, weil man meint, die getestete Person „projiziere“ psychische Inhalte (innere Probleme), Persönlichkeitszüge und dergleichen nach draußen, so daß der Diagnostiker sie registrieren kann.

Der TAT wurde 1938 von H. A. MURRAY entwickelt. MURRAY suchte nach einem Instrument zur Fortsetzung und Vertiefung der Exploration (des erkundenden Gesprächs) im Rahmen seiner klinisch-psychologischen Arbeit. Wir brauchen auch heute ein solches Instrumentarium. Denn trotz der enormen Verbreitung psychologischer Erkenntnisse und der zugenommenen Bereitschaft, die Hilfe eines Psychologen bzw. Therapeuten in Anspruch zu nehmen, hat sich an einem Sachverhalt nichts geändert. Und daran wird sich auch nichts ändern, weil es zum 'Konstruktionsproblem' neurotischer Entwicklungen gehört, nämlich: Nach wie vor können Menschen, die in seelisch bedrängter Lage zwar Rat und Hilfe wollen, das, „woran sie leiden, nicht oder nur schwer und unklar ausdrücken“ (REVERS, TAEUBER 1968, S. 9).

Es ist richtig, hieraus die Schlußfolgerung zu ziehen: Wir müssen mit dem Patienten geeignete Umwege gehen. Zu empfehlen ist allerdings, nicht davon zu sprechen, daß der Patient durch den Test veranlaßt werde, seine „inneren Probleme“ indirekt auszusprechen – eben zu projizieren. Es ist angemessen zu sagen: Wir setzen *eine Methode* ein, um die seelische Verfassung bzw. Lage des Patienten, so wie sie ihm selbst nicht klar bewußt

ist, kennenzulernen, damit wir sie genau erforschen können.

Es lohnt nicht, über Formulierungen zu streiten. Es ist jedoch erforderlich, von Anfang an gerade dem TAT gegenüber die richtige Einstellung zu finden. Und das beginnt mit einer angemessenen, begrifflich klaren Benennung. Der TAT ist, wie H. HECKHAUSEN (1960) aufgrund einer grundsätzlichen Kritik des Projektionsbegriffs nachgewiesen hat, ein Entfaltungs- bzw. Gestaltungstest. Soeben hat nochmals U. RAUCHFLEISCH (1980) angemerkt, „daß eigentlich die weitere Verwendung des Begriffs ‚projektive Verfahren‘ erstaunlich ist“, weil zu diesem Begriff in der Literatur „eine geradezu verwirrende Fülle von Definitionen und Auffassungen sichtbar werden“ (S. 79) – so viele, daß MURSTEIN und PRYER ironisch kommentieren konnten: „Dieser Begriff habe mehr Interpretationen erfahren als das Lächeln der *Mona Lisa*“ (zitiert nach RAUCHFLEISCH, 1980, S. 79).

Die richtige Einstellung garantiert die kunstgerechte Durchführung und zuverlässige Auswertung dieses Gestaltungstests. Aber sie kann diese Funktion nur erfüllen, wenn Klarheit über ihre Implikationen herrscht. Dann kann man auch die Frage beantworten: Wie ist dieser Test im Vergleich mit anderen diagnostischen Verfahren zu bewerten? Die heute weit verbreitete Bewertung, die behauptet, daß eine „Auswertungsobjektivität“ bei den projektiven Verfahren nicht gewährleistet sei, verliert dann ihren apodiktischen Charakter.

Die Zuverlässigkeit und Gültigkeit eines Tests werden heute – das darf man sagen – ausschließlich als ein statistisches Problem gewertet. Das ist eine Fehleinschätzung der

wirklichen methodischen Probleme in der psychologischen Diagnostik. Einen Test wie den TAT kann man jedenfalls erst dann angemessen durchführen, auswerten und seine Ergebnisse hinreichend zuverlässig und gültig interpretieren, wenn zwei Bedingungen erfüllt sind. Man muß (1.) genau wissen, was man von einem Menschen verlangt, wenn man mit ihm den Test durchführt, und (2.) eine klare Vorstellung davon haben, was dieser Mensch in einer solchen Situation tut bzw. überhaupt tun kann.

Wenn wir über diese beiden Seiten der Testdurchführung *genau* Bescheid wissen, können wir uns selbst recht wirksam vor Fehlinterpretationen und Mißdeutungen schützen. Wir können dann auch dazu stehen, daß uns der Test in manchen Fällen leider nicht viel weiterhilft.

Sind diese Bedingungen (als Ergebnis einer gründlichen Ausbildung) erfüllt, kommen wir zu Ergebnissen, die die Feststellung von W. J. REVERS rechtfertigen: Der TAT eröffnet uns Einblicke „in die intimen Sphären der Persönlichkeit wie kaum ein anderer Test“ (1968, S. 10 f.).

Zu 1.) Was verlangen wir von einem Menschen, wenn wir mit ihm den TAT durchführen?

Wir legen ihm nacheinander mindestens 10 Bildtafeln vor, auf denen Situationen aus dem menschlichen Leben in etwas verschwommener und nicht ganz eindeutiger Weise dargestellt sind, die jeder Mensch so oder so schon erlebt hat, und bewegen ihn, dazu eine *möglichst spannende, dramatische Geschichte zu erzählen*. Der Patient soll also zu dem jeweils vorgelegtem Bild eine Geschichte *erfinden* – mit Anfang und Ende und dem vorgelegten Bild als einer Durchgangsszene. (Zur Technik der Durchführung sei auf das Handbuch von REVERS und TAEUBER, Teil C, verwiesen.) Es ist wichtig, dem Patienten verständlich zu machen, daß seine Phantasietätigkeit angespro-

chen ist. Es gibt beim TAT weder falsche noch richtige Antworten. Was der Patient erfindet, das gilt!

Alle Interventionen, die während einer Testaufnahme nötig sein können, haben sich nur daran zu orientieren, daß der Patient Geschichten erfindet und daß er sie hinreichend ausgestaltet. Bildbeschreibungen sind keine Geschichten! Eine *Dramaturgie* muß erkennbar sein! Die Erfindungen und Einfälle dürfen niemals kritisiert werden. Wir haben den Erzähler mitunter zu ermutigen, es noch dramatischer zu machen, zu erzählen, wie es dazu gekommen sein mag und wie es wohl weitergehen wird. Also möglichst komplette Geschichten sind zu erzählen. Dabei achte man darauf, daß etwas über die Beziehungen zwischen Personen und Gegenständen gesagt und den beteiligten Personen ein Erleben zugeschrieben wird. Der TAT ist – das darf man nicht aus den Augen verlieren – ein Gestaltungstest, kein Beurteilungstest!

Zu 2.) Was tut ein Mensch, während wir mit ihm den TAT durchführen?

Er erzählt Geschichten! Diese Antwort erscheint trivial. Sie ist gleichwohl von großer Tragweite.

Wahrscheinlich wird der TAT so gerne als projektiver Test bezeichnet, weil man meint, damit schon verstanden zu haben, was seelisch vorgeht, wenn wir Geschichten erzählen. Üblicherweise wird gesagt, aus dem „Inneren“ der Person würden persönlichkeits-spezifische Züge oder Eigenschaften nach draußen verlegt. Genauso hartnäckig wird behauptet, der Erzähler würde sich mit „Helden“ seiner Geschichten identifizieren. Der Projektionsbegriff und ebenso der Begriff Identifikation gehören heute zum Bildungsgut, so daß man sich unbeliebt macht, wenn man Einwände gegen sie erhebt. Im Interesse der Sache, insbesondere aber der mit dem TAT zu testenden Personen, muß das dennoch getan werden.

Zugegeben: Wenn man mit „Projektion“ meint, Züge der Erzählerpersönlichkeit kämen in den erzählten Geschichten zum Ausdruck, so ist das nicht falsch. Diese Feststellung ist aber weit davon entfernt, eine hinreichend differenzierte Handlungsanweisung für die Auswertung von TAT-Geschichten vorzubereiten. Denn was ist ein Zug der Persönlichkeit? Was ist eine Charaktereigenschaft? Bei der Beantwortung dieser und ähnlicher Fragen fängt die eigentliche psychologische Arbeit an. Das Irreführende des Projektionsbegriffs ist, daß er suggeriert, diese Fragen wären bereits beantwortet. Projektions- und Identifikationsbegriff entspringen dem Versuch, die menschlichen Lebensäußerungen geometrisch zu ordnen. Nach dieser Geometrie ist unser Erleben „innen“ und das Verhalten „außen“, die Körperoberfläche die Grenze. Diese Außen-Innen-Trennung ist in einer gewissen Hinsicht ganz praktisch. Sie erlaubt es, jedes Vorgehen für objektiv zu erklären, das sich auf sogenannten Daten stützt, die außen zu beobachten, d. h. zu messen sind, und den Schwarzen Peter der Subjektivität jenem zuzuschreiben, das sich auf Erleben (im Inneren) verläßt. Für Metaphysik wird man – so gesehen – die Aussage halten: Es gibt kein falsches Erleben! In Wahrheit spricht dieser Satz eine empirische Gewißheit aus.

Für die Arbeit mit dem TAT ist der alte Satz hilfreich: Nichts ist drinnen, nichts ist draußen; denn was innen ist, ist außen. Sofern er gilt, hat es wenig Sinn, Projektionen aufzuspüren (es sei denn, man erkennt sie als einen 'Kunstgriff' der Gestaltung unter anderen). Man wird darauf bedacht sein müssen, *Projektionen nachzuschaffen*.

Es ist nicht mehr üblich, darüber zu sprechen, wie man sich das seelische Geschehen vorstellt. Über entsprechende Aussagen macht man sich eher lustig. Sie mögen ja auch für viele Fragenstellungen belanglos erscheinen. Es ist jedoch eine andere Frage, ob dem Diagnostiker und Berater/Therapeuten eine Abstinenz gerade in dieser Hinsicht an-

zuraten ist. Es muß zumindest erlaubt sein zu überlegen, von welchen 'irreführenden Konstrukten' man sich trennen sollte. Für die Arbeit mit dem TAT sind Auffassungen von Psychologie ungeeignet, die sich das Seelische immer noch in Analogie zur räumlichdinglichen Welt vorstellen – mit Eigenschaften, wie man sie an Dingen sehen kann. Ebenso wenig sind Auffassungen nützlich, die meinen, das Seelische müsse, wie die Dinge, eigens bewegt (= motiviert) werden (vgl. KELLY, 1965). Geeignet ist eine Vorstellung, die das Seelische von vornherein für bewegt (motiviert) hält und danach fragt, wie, d. h. in welchen Mustern, besser: Konstruktionen es sich bewegt.

Nach dieser Vorstellung ist das Seelische niemals nur irgendwo im Körper; es ist überall – notwendig 'in' Dingen, 'in' Bildern (z. B. in den Bäumen oder Tieren, die Kinder in der Erziehungsberatungsstelle zeichnen) und natürlich *in Geschichten*. Selbst im einfachsten Tun des Menschen läßt sich daher ein 'Werk' erkennen, das am ehesten den Werken der Kunst vergleichbar ist. TAT-Geschichten sind *Erzählt-Werke*. Geschichten erzählen heißt, ein Werk gestalten.

Bei der TAT-Auswertung ist also primär nach der Kunstfertigkeit des Seelischen, die Geschichten zustande bringt, zu forschen und nicht danach, was in Geschichten hineinprojiziert worden ist. Sich mit der Kunstfertigkeit des Seelischen zu beschäftigen heißt aber, sich mit seinen Methoden auseinanderzusetzen. Die These ist, daß wir mit Hilfe von TAT-Geschichten einen Einblick in die Kunstfertigkeit erhalten, mit der ein Mensch sein Leben gestaltet.

Die Beziehung zwischen TAT-Geschichten und Persönlichkeit ist hinreichend durch den Werk-Begriff verständlich zu machen. Ich bemühe hier absichtlich nicht eine bestimmte Persönlichkeitstheorie, zumal ich die Auswahl dann eigens zu begründen hätte. Das brächte neue Schwierigkeiten. Denn die Psychologie ist weit davon entfernt, sich auf

eine Persönlichkeitstheorie zu einigen. Es genügt für den hier verfolgten Zweck, wenn man sich unter Persönlichkeit jenes komplizierte Etwas vorstellt, mit dem ein Mensch seine Lebensgestaltung *bewerkstelligt*, worin er andere Menschen verwickelt, womit er im Leben etwas erreicht, womit er aber auch scheitert. Eine Persönlichkeit kann sehr vieles ins Werk setzen. Man kann sich seine Persönlichkeit sogar als das Werkzeug und zugleich Werk seiner Lebensgestaltung vorstellen.

Werke sind Definitionen — und zwar Definitionen des Menschen (SALBER, 1976, S. 33). Werke vermitteln uns *unseren Umgang mit Wirklichkeit*. Sie zeigen uns, was wir machen, was wir erfahren, was wir erleiden, was für uns wesentlich ist. Im Werk ist das Geschehnis der Wahrheit am Werke (HEIDEGGER, 1960, S. 40). Das meint: Jedes Werk offenbart Anderes. Das Werk bringt etwas zum Vor-Schein.

Dieser Gedanke ist kein unverbindlicher Abstecher in die Philosophie. Er soll den Zugang zum Wesentlichen des TAT eröffnen. Das Wesentliche ist die *Gestaltung*. Und Gestaltung ist jene *Tätigkeit, die etwas herausbringt*, was bei anderem Vorgehen verloren geht. Beispielsweise bringt der Maler die Farbe im Kunstwerk zum Leuchten. Wird die Farbe in Schwingungszahlen zerlegt, ist sie als Farbe, die wir erleben, die uns gefällt, oder die wir nicht mögen, weg. Oder: Geschichten sind keine bloßen Aneinanderreihungen von tatsächlichen Vorkommnissen, keine Reportagen oder Dokumentationen. Sie sind illustrierte Fiktionen; d. h. sie sind immer auch — also über den bloßen Bericht von Geschehnissen hinaus — Abbildungen unserer Entwürfe und Idealbildungen. Die Geschichten sind gewiß Produkte unserer Phantasie. Es wäre aber falsch, davon auszugehen, daß die Phantasie nur dem Rückzug aus der Realität und einer Ersatzbefriedigung diene. Sie ist eine seelische Tätigkeit, die auch andere, ebenso wichtige Funktionen zu erfüllen hat, nämlich die Eingliederung des-

sen, was wir gerade erleben, in den vorhandenen Bestand unserer Erlebnisse und Erfahrungen sowie die Vorbereitung von Lösungen für noch bevorstehende Lebensaufgaben (WYATT, 1971, S. 18).

Das Phänomen Geschichte eröffnet den Zugang zum TAT; es liefert die Begründung für seine Verwendung als Persönlichkeitstest sowie die Maßstäbe für seine angemessene Durchführung und Auswertung. Das ist zu betonen, weil die Erfahrung lehrt, daß der Diagnostiker hilflos und ungeschickt reagiert, der nicht verstanden hat, was eine Geschichte ist.

Wenn ein Patient keine Geschichten erzählen will, wenn er nur Überschriften anbietet, nur aufzählt, was auf den Bildern dargestellt ist, müssen wir ihn — wie man so schön sagt — motivieren. Und das geht daneben, wenn man nicht begriffen hat, was eine Geschichte ist. Außerdem verliert man sich spätestens bei der Auswertung der spärlichen Produktionen in Spekulationen.

Es wird also vorgeschlagen, davon auszugehen, daß Geschichten Ergebnisse eines Gestaltungsprozesses, Werke sind, die etwas offenkundig werden lassen — zum Vorschein bringen. Beim Rückgriff auf das Projektionsmodell gerät man immer wieder in Gefahr, die Verhältnisse tendenziell zu vereinfachen. Eine Seite des Gestaltungsprozesses wird dann leicht übersehen. Das Zum-Vorschein-Bringen ist keine Einbahnstraße — von innen nach außen. Das Erzählen von Geschichten ist selbst nicht ohne Rückwirkung auf den Erzähler, während er erzählt. Der Erzähler reagiert auch auf sein Erzählen.

Ein Blick auf den Vorgang des Geschichten-Erzählens wir das verdeutlichen. Der Erzähler kann sich mit seiner Phantasie verbünden, sich von ihr tragen, ja mitreißen lassen; er kann ihr auch mißtrauisch folgen, sogar versuchen, ihr entgegenzuarbeiten. Die kompletten Geschichten liegen nicht zum Abruf bereit. Sie entstehen erst, *während* wir sie

erzählen (auch dann, wenn wir gesehene Filme oder gelesene Literatur wiedergeben, bilden wir *unsere* Geschichten). Wir haben beim Erzählen nicht alles in der Hand. Einmal entzieht sich uns etwas, ein andermal drängt sich uns etwas auf. Was wir erzählen, ist nicht selten für uns selbst überraschend. Manch einer entdeckt sogar, daß er in einer anderen Sprache erzählt, als er gewöhnlich spricht (so rede ich sonst nicht). Neugierde, Erstaunen, Unbehagen begleiten oft das Erzählen von TAT-Geschichten.

Daß das Erzählen von Geschichten für den Diagnostiker sehr aufschlußreich sein kann, ist nicht allein eine Erkenntnis der Psychologie. Davon handelt auch die folgende Bemerkung des Schriftstellers M. FRISCH (1975, S. 127): „Geben Sie jemand die Chance zu fabulieren, zu erzählen, was er sich vorstellen kann, seine Erfindungen erscheinen vorerst beliebig, ihre Mannigfaltigkeit unabsehbar; je länger wir ihm zuhören, um so erkennbarer wird das Erlebensmuster, das er umschreibt, und zwar unbewußt, denn er selbst kennt es nicht, bevor er fabuliert.“ FRISCH meint sogar, es gäbe ein *Verlangen nach Geschichten*.

II

Warum brauchen wir Literatur? Wenn wir über den Gesichtspunkt der Unterhaltung i. e. S. hinwegsehen, ist das eine der interessantesten Fragen an die Psychologie. Wir alle gehen davon aus, daß unser Leben kein chaotisches Durcheinander, keine zufällige Abfolge beliebiger Vorkommnisse ist. Im Gegenteil. Die Abwesenheit von Ordnung und Einheit im Psychischen erzeugt bei uns Unbehagen und unerledigte Spannung (WYATT, 1971, S. 18). Deswegen brauchen wir noch nicht an die Vorsehung zu glauben, zu meinen, unser gelebtes Leben stelle den einzig möglichen Ablauf dar. Aber irgendwie sind wir davon überzeugt, daß der Ablauf unseres Lebens einer „inneren Wahrscheinlichkeit“ (LESSING, 1963) folgt, daß ihm eine Drama-

turgie zugeschrieben werden muß. Daher sind auch fiktive Zusammenhänge im Seelischen etwas Determinierendes.

Über diese „innere Wahrscheinlichkeit“ erhalten wir mehr Aufschlüsse, wenn wir uns mit literarischen Werken statt mit mathematischen Formeln beschäftigen. Es sei daran erinnert, daß S. FREUD seine Einsichten in die komplizierte Struktur des seelischen Geschehens und in die *Kunststücke der Neurose* im wesentlichen zwei Quellen verdankt: der genauen Beobachtung scheinbar widersinniger Verhaltensweisen und besonders einem Werk der Literatur, der Sage vom König *Ödipus* bzw. der gleichnamigen Tragödie von SOPHOKLES. Und G. E. LESSING sah das Wesen der Tragödie darin, den Menschen in seiner Grundverfassung zu zeigen, ihm *eindringlich zu machen*, daß er dem Leiden und Scheitern ausgesetzt ist (Hamburgische Dramaturgie). F. SCHILLER schrieb in der Vorrede zur ersten Auflage der *Räuber*, daß es zu den Vorteilen der dramatischen Methode gehöre, „die Seele gleichsam bei ihren geheimsten Operationen zu ertappen“, und daß in seinen *Räubern* „das Laster ... mitsamt seinem ganzen inneren Räderwerk entfaltet wird“ (zitiert nach WYATT, 1971, S. 40).

Nach FRISCH haben wir alle ein Verlangen nach Geschichten, weil wir darauf angewiesen sind, Erfahrungen und Erlebnisse in Geschichten abzubilden. Erfahrung, die sich nicht abbildet, ist kaum auszuhalten.

Warum ist das so? Oder anders gefragt: Was ist eine Erfahrung, wie wir sie tatsächlich machen? Diese Fragen sind nicht leicht zu beantworten. In Kürze: Es gibt *Vorkommnisse*, zufällige und absichtlich herbeigeführte. Sofern sie stattgefunden haben, können sie durch andere Vorkommnisse nicht ausgetauscht werden. Wir können für vergangene Taten keine anderen wählen. Wir können einen Fehler durch eine spätere Tat wieder gutmachen, ihn aber *nicht tilgen*. Für unsere Taten sind wir gewiß haftbar. *Dies ist die*

definitive Seite unseres Lebens, die keine Variante duldet. Aber sind die Vorkommnisse unsere Erlebnisse, unsere Erfahrungen? Wieder mit FRISCH gesprochen: Obwohl definitiv, erscheint uns dies alles höchst *fragmentarisch* — es erscheint uns als die Ausläufer einer fiktiven Existenz. Was wir zum Verständnis unserer Erfahrungen und Erlebnisse brauchen, das sind die *Zusammenhänge*, die uns zeigen, wie eins aus dem anderen folgt, wie sich etwas fördert oder hemmt.

Wir müssen also nochmals anders fragen. Wo begegnen wir unseren Erfahrungen und Erlebnissen? Sicher nicht im gerade gelebten Augenblick. Der ist meist noch dunkel (BLOCH, 1975, S. 117, 121). In Einfällen, in Erinnerungen, in Geschichten! Was tun wir, wenn wir von Liebe, Haß, Trauer und Freude reden, wenn wir behaupten, sie durchgemacht zu haben? Wir erzählen Geschichten; und zwar Geschichten, in die wir 'verstrickt' sind. Ohne daß wir uns auf Geschichten beziehen, die (wie in einem Horizont) von Einfall zu Einfall, von Erinnerung zu Erinnerung auftauchen, können wir von Liebe, Haß, Trauer und Freude gar nicht reden. Deswegen darf man durchaus sagen: Alle sogenannten Gefühlsregungen, auch die sogenannten Persönlichkeitszüge sind nur in Geschichten (SCHAPP, 1976, S. 149).

Soeben wurde die definitive Seite unseres Lebens charakterisiert; das ist jetzt für die Geschichten, also für unsere 'fiktive' Existenz nachzuholen. In den Geschichten können Fehler eliminiert werden; wir können in den Geschichten Handlungsabläufe unterbrechen und sie erst fortsetzen, wenn Ursachen und Folgen geklärt sind. Im Gegensatz zum definitiven Leben, das keine Variante duldet, *gestaltet die Geschichten mehrfache Variationen*. Ohne variieren zu können, ließen sich Geschichten nicht mehrfach umerzählen, auch könnten wir nicht mit bestimmten Geschichten brechen, unsere Zuflucht zu anderen suchen. Geschichten widersprechen einander; ja sie *verdrängen* sich. Das 'Umerzählen' von Geschichten ist ein Ansatzpunkt für Therapie.

Um der seelischen Realität gerecht zu werden, müssen wir beide Seiten zusammen — zugleich — sehen. Dann ergibt sich: Wir leben in und aus Geschichten. Unser Handeln verläuft analog zu den Strukturierungen und Organisationsmustern von Literatur, aber es schafft dabei die Fakten des definitiven Lebens. Es bleibt die Aufgabe unserer Geschichten — der Geschichten, in die wir verstrickt sind — aus diesen Fakten etwas zu machen. Mit anderen Worten: Es gibt sowohl einen Ablauf definitiver Ereignisse als auch „einen Ablauf des Deutungshorizontes“, vor dem diese Ereignisse so oder so bedeutsam werden (ROMBACH, 1965, S. 38). Ein und dieselben Ereignisse lassen sich in verschiedene Entwicklungen (= Geschichten) einordnen und nehmen dann unterschiedliche Plätze ein.

Was wir also Lebenserfahrungen nennen, läßt sich von Geschichten, von Literatur gar nicht trennen. Dazu kommt noch ein weiterer Gesichtspunkt. Nach FRISCH: Das Übliche ist, daß wir uns die Geschichten zu unseren Erfahrungen in der Vergangenheit suchen, also in Erinnerungen. Trotz aller Fakten, die dabei als Material verwendet werden, bleibt das ganze Literatur. „Erinnerung ist immer ein Arrangement von jetzt aus, Illustration unserer jetzigen Erfahrung, und was sich, kraft des Imperfekts, als die Ursache unserer Erfahrung gibt, ist nicht mehr und nicht weniger als deren Ausdruck. Um diesen Ausdruck geht es.“ (FRISCH, 1975, S. 126 f.) Es sei erwähnt, daß diese Sichtweise es nicht erlaubt, die Ursache für seelische Störungen nur in den berichteten Kindheitserlebnissen bzw. -erfahrungen zu sehen. Sie können Arrangements von jetzt aus sein.

Zusammenfassend: Den letztmöglichen Zugang zu dem Menschen haben wir über die Geschichten von ihm. Was wir mit Fall (auch Patient) bezeichnen, sind in Wirklichkeit Geschichten (SCHAPP, 1976, S. 103 f.). Aber: Es sind hier ausschließlich die *erzählten* Geschichten gemeint. Vom Urheber selbst schriftlich niedergelegte Geschichten scheiden

aus dieser Betrachtung aus. Sie wären gesondert unter dem Gesichtspunkt einer bestimmten „sekundären Bearbeitung“ (FREUD, 1900) zu würdigen.

An dieser Stelle ist von einer offenbar zunehmend geübten Praxis, die TAT-Geschichten vom Patienten selbst niederschreiben zu lassen, unbedingt abzuraten. Es dürfte unmittelbar einleuchten, daß der Diagnostiker sich dabei der Möglichkeit begibt, beim Verfertigen der Geschichten während des Erzählens (frei nach H. v. KLEIST) dabei zu sein. Sollte Zeitmangel zu diesem Vorgehen geführt haben und in dieser Hinsicht wirklich kein Spielraum mehr bestehen, so bleibt nur eine Konsequenz: auf die Durchführung des TAT verzichten! Man würde ja auch nicht den Mediziner, der in Eile ist, bitten, einem den Herzkatheter zu überlassen, damit man ihn in der Zwischenzeit, in der der Arzt absendend ist, selbst einführt.

III

Es ist erstaunlich, wie wenig sich die Psychologie des *Phänomens Geschichte* angenommen hat. Die Analyse von Werken der Weltliteratur hat seit 1900 eine große Tradition, als S. FREUD (S. 269) in der Traumdeutung schrieb: „Sein (des König Ödipus) *Schicksal ergreift uns nur darum, weil es auch das unsrige hätte werden können*“, der Dichter jener Schicksalstragödie habe uns zur Erkenntnis unseres eigenen Inneren genötigt. Aber wie ist es um die Dichtungen eines Menschen wie du und ich bestellt? Ihnen rückt man mit den Instrumenten der Validitätsbestimmung zu Leibe. Entsprechend — nämlich deprimierend — sind die Ergebnisse. Sogar die eingeflossenen „harten Fakten“ (z. B. Angaben über Führerschein oder gegebene Spenden) weisen „eine nicht unerhebliche Invalidität“ auf (SCHMIDT, KESSLER, 1976, S. 123). Selbst dann, wenn man sich von dem heuristischen Prinzip leiten läßt, „es gebe so etwas wie eine 'Seelenliteratur'“, und sich „*wesentliche Einblicke in die Kon-*

struktionen und Hilfskonstruktionen unserer Lebensführung“ davon verspricht, diese Literatur „*transparent zu machen*“ (SALBER, 1973, S. 104), begegnet man den Geschichten leicht mit übertriebener Skepsis ... nur eine Geschichte. Aber sie sind nun einmal das Material, mit dem Konstruktionsanalysen zu arbeiten haben. Als solches muß man sie akzeptieren.

Sucht man den Zugang zu einem Menschen über seine Geschichten, so ist das keine Wanderung über gerade Pfade. Man muß Umwege gehen. An einem Bericht (einer Reportage) interessieren uns die expliziten Aussagen. Sie wollen wir wörtlich nehmen; oder wir ärgern uns, wenn wir spüren, daß wir das lieber nicht tun sollten. Eine Geschichte hingegen verdanken wir der „Anspielungsfähigkeit der Sprache“ (WYATT, 1971, S. 19). Sie ist gewissermaßen eine „Zeremonie von Anspielungen“ (ebenda, S. 17), von der wir wissen, daß sie etwas bedeutet, aber von der wir nicht direkt wissen können, was sie bedeutet. Nicht zuletzt wegen ihres „umfassenden und eigenartig vertrauten Geheimnisses“ mögen wir die Geschichte.

Die diagnostische Auswertung von Geschichten ist daher ein diffiziles Unternehmen. Eher ist zu viel als zu wenig Sorgfalt geboten. Wir müssen wissen, daß die Inhalte immer auch anderes meinen, daß aber direkte Deutungen riskant sind. Dennoch wäre Halbherzigkeit fehl am Platze. Sie beließe das Gemeinte im Zustand der Anspielung. Nach Abschluß der Auswertung muß man schon sagen, was man gefunden hat.

Die angemessene Auswertung von Geschichten ist keine Frage der Intuition. Sie ist lernbar und durch eine Methode abzusichern! Von Intuition wird gerne gesprochen, wenn es an Klarheit über die Methode mangelt. Es wird zu oft übersehen, daß gerade das Deuten, wie z. B. FREUD es praktiziert hat, eine höchst methodische Angelegenheit ist. Daß es spekulativ sei, ist ein Eindruck, der entsteht, wenn man nur die Ergebnisse sieht und

sich weigert, den Weg zu ihnen nachzuvollziehen. Umwege sind unbeliebt. Oftmals wird gar nicht erst der Versuch gemacht, einen Beweisgang auf seine Schlüssigkeit hin zu überprüfen. Man entledigt sich dieser Mühe, indem man einfach feststellt: Das erscheint mir jetzt überinterpretiert!

Von folgenden Grundsätzen sollte man sich bei der Auswertung von TAT-Geschichten leiten lassen:

1. Geschichten sind *als* Geschichten zu nehmen.

Eine Geschichte ist keine Summe über Fakten des definiten Lebens. In Geschichten bekommen Schicksale eine *Gestalt*. Und in dieser Gestalt sind bestimmte Züge, d. h. bestimmte Wirksamkeiten, herausgestellt. Eine Geschichte ist sozusagen die Mitteilung einer Dramaturgie, d. h. einer Entwicklung zwischen Chance und Verfehlen. Sie zeigt, welche Dramaturgie und Kunstfertigkeit einer Person geläufig sind. Der Diagnostiker hat zu prüfen, wie weit beide auch in der Lebensgestaltung wirksam sind (d. h. zur Lösung von Lebensproblemen angewendet werden).

Sieht man die Geschichten aus der Perspektive des alltäglichen Lebensvollzuges, so ist zu bedenken, daß in Geschichten etwas dargestellt wird, das im Leben vielleicht nur als Keimform bzw. als Wunsch ausgebildet ist, und daß es von den konkreten Lebensumständen und Zufällen abhängt, was im Leben weiter daraus wird. Solche Keimformen – und nicht nur die konkreten Taten – machen verständlich, was eine Person „im Innersten“ bewegt. Wenn man sich von Geschichten Einsichten in die Kunstfertigkeit der Lebensgestaltung verspricht, ist außerdem zu bedenken, daß sie auch gebildet werden, um Probleme der Lebensgestaltung zu verdecken. Das macht die Angelegenheit zwar komplizierter, ein richtiges Ergebnis aber nicht unmöglich.

An dieser Stelle sei daran erinnert, daß FREUD der Durchbruch zu seiner Neurosen-

lehre und Behandlungsmethode gelang, als er erkannte, daß er z. B. Verführungsgeschichten *als* Geschichten ernst nehmen und aufhören mußte, ihnen nur dann eine Bedeutung beizumessen, wenn die berichteten Ereignisse tatsächlich stattgefunden hatten.

2. Für den Diagnostiker gibt es *weder wahre noch falsche* Geschichten.

Der Mensch ist gerade auch in *phantastische* Geschichten verstrickt. FREUD bemerkte einmal: Wenn jemand mit der ernsthaften Behauptung zu uns käme, der Erdkern bestehe aus Marmelade, werden wir, anstatt auf die Untersuchung einzugehen, ob wirklich der Erdkern aus Marmelade besteht, uns fragen, was es für ein Mensch sein muß, der auf eine solche Idee kommen kann, und höchstens noch ihn fragen, woher er das weiß.

3. TAT-Geschichten sind keine mehr oder weniger verschlüsselten Botschaften aus der Tiefe oder aus dem Unbewußten, sondern eben *Werke*. Diese Feststellung ist keine Leugnung des Unbewußten; sie plädiert aber für eine Relativierung vereinfachter topographischer Modelle.

Geschichten lassen offenkundig werden, wie ein Mensch in die Welt hineinsieht, was er sieht, woran er vorbeisieht, was er 'verkehrt' sieht, wie er sich Zusammenhänge vorstellt. Nach der eingangs aufgestellten These darf angenommen werden, daß Geschichten einen Einblick in die Bildungs- bzw. Gestaltungsprinzipien gestatten, nach denen ein Mensch sich *seine* Wirklichkeit herstellt – die Wirklichkeit, mit der er es in seinem Lebensvollzug zu tun hat.

TAT-Geschichten, so kann man genauer formulieren, *reflektieren* Lösungen für wichtige Konstruktionsprobleme der Lebensgestaltung eines Menschen. Solche Konstruktionsprobleme ergeben sich aus dem Umstand, daß die Strukturen unserer Lebensführung, gerade dann, wenn sie optimal sind, Unvereinbares, Widersprüchliches in Kauf,

ja in sich aufnehmen müssen, wie schwierig das im Alltag auch zu bewerkstelligen sein mag. Also nicht Entschlüsselung, Entlarvung, auch nicht nur Symboldeutung; sondern Konstruktionsanalyse!

Konstruktionsanalyse bedeutet aber – und das darf nicht außer acht gelassen werden –, daß die gewonnenen Bildungs- bzw. Gestaltungsprinzipien für den Diagnostiker nur als Hypothesen sinnvoll sind. Aufgrund dieser Prinzipien versucht er, Probleme der Lebensgestaltung des Patienten sozusagen nachzuschaffen. Er betriebe Metaphysik, wenn er sagte, er kenne *die* Prinzipien der Lebensgestaltung dieses Menschen.

4. Die Ergiebigkeit des TAT ist abhängig vom *Gelingen* der Testdurchführung.

Der Prozeß des Geschichtenerzählens muß in Gang gebracht und abgeschlossen werden. Der Diagnostiker darf sich von attraktiven Inhalten nicht gefangen nehmen lassen, er muß sich stets fragen: Ist eine *Verlaufsgestalt* erkennbar? Ist sie hinreichend zuendeführt?

5. *Die einzelne Geschichte hat fragmentarischen Charakter*. Sie weist über sich hinaus, d. h. sie bedarf der Ergänzung durch andere Fragmente, damit die Umrisse eines Ganzen erkennbar werden. Aber die Rekonstruktion des Ganzen setzt voraus, daß bestimmte Fragmente und nicht irgendwelche Teile (einer Kollektion) vorhanden sind. Jede Bildserie des TAT hat daher einen nicht zufällig gewählten *inneren Aufbau*.

Es ist die Regel, bei einer Testaufnahme zu 10 Bildern jeweils eine Geschichte erzählen zu lassen, so daß später 10 Geschichten auszuwerten sind. Aber ebenso unerläßlich wie die sorgfältige Auswertung jeder einzelnen Geschichte ist die Rekonstruktion der ganzen Verlaufsgestalt aus den (10) Fragmenten. Das ist zu bewerkstelligen, wenn man sich von folgender Hilfsvorstellung leiten läßt. Die einzelne Geschichte ist so etwas wie ein

Kapitel eines ganzen *Romans*. Mit 10 TAT-Geschichten haben wir also maximal 10 Kapitel. Unsere Aufgabe ist es, den ganzen Roman nacherzählbar zu machen. Dieser Aufbau ist vom Patienten natürlich nicht bewußt gewählt worden (hätte man ihn dazu aufgefordert, wäre er an dieser Aufgabe mit ziemlicher Sicherheit gescheitert!); aber man darf – wie die Erfahrung immer wieder zeigt – davon ausgehen, daß sozusagen eine 'geheime Intelligenz' unter dieser Maßgabe an das Werk gegangen ist.

Praktisch heißt das: Obwohl jedes der 10 TAT-Bilder ein anderes Thema zur Ausgestaltung nahelegt (jedes Bild hat eine bestimmte „thematische Valenz“, vgl. REVERS, TAEUBER, 1968, S. 94 ff.), wird 'in' der Verlaufsgestalt durchgängig *ein* Lebensschicksal erzählt. Bei der Auswertung ist die einzelne Geschichte also für sich und *zugleich* unter dem Gesichtspunkt der Fortsetzung und Variation vorausgegangener Geschichten zu sehen. Anders gesagt: In einer einzelnen Geschichte klingt etwas an, das in der nächsten, übernächsten und überübernächsten 'in verwandelter Gestalt' wiederkehrt. Zwischen durch kann versucht werden, etwas vor anderes zu schieben, etwas durch anderes zu unterdrücken usw. Was sich durchsetzt – Ausdruck verschafft –, oder was (hinter Klischees) in die Verborgenheit zurückgeht, das ist diagnostisch besonders bedeutsam. Weil erforderlich ist, immer auch das Gegenteil als eine Möglichkeit ins Blickfeld zu rücken, sowie auf Analogien, Überlagerungen und Transformationen zu achten, ist eine zuverlässige TAT-Auswertung am besten mit einer „kunstanalogen“ (SALBER, 1980) Betrachtungsweise zu erreichen.

In diesem Zusammenhang ist eine Gewohnheit anzusprechen, die sich ebenfalls mehr und mehr auszubreiten scheint. Es werden dem Patienten nicht die vollständigen und vorgeschriebenen Bildserien vorgelegt (in der ersten Sitzung die Bilder 1 bis 10, in der zweiten 11 bis 20, jeweils nach Alter und Geschlecht geordnet, sondern man stellt für

ihn eine 'neue' Bildserie zusammen – vorzugsweise dann, wenn eine besondere Problematik vorzuliegen scheint. Auch davon ist abzuraten. Dieses Vorgehen mag gerechtfertigt erscheinen, wenn man den TAT zur Überprüfung einer schon gestellten Diagnose einsetzen will. Prinzipiell ist jedoch festzustellen, daß mit der von Fall zu Fall neu ausgewählten Bildserie u. U. die ungenügende Auswertungsobjektivität erst hergestellt wird, die unter Berufung auf die statistisch orientierte Testtheorie den sogenannten projektiven Verfahren generell zugeschrieben wird.

Das Von-Fall-zu-Fall-Verfahren verstößt gegen den alten Grundsatz, daß man Variationen und Veränderungen in einem Gesamtverlauf (einer Verlaufsgestalt) nur beobachten kann, wenn man dem Geschehen etwas Unwandelbares zugrunde legt. Nach diesem Grundsatz lassen sich die fallspezifischen Entwicklungen über die 10 Geschichten zuverlässig nur beobachten (der ganze Roman nur rekonstruieren), wenn die vorgelegte Bildserie unverändert gehalten wird. Es läßt sich zwar geltend machen, daß man jeweils die Bilder auswählt, die wegen ihrer thematischen Valenz für den Fall bzw. seine Problematik relevant sind (woher weiß man das vor der Diagnose?), und daß dann die Valenzen das Unwandelbare darstellen. Man wolle ja eben beobachten, wie der Patient auf die jeweilige Valenz reagiert. Die Plausibilität dieser Argumentation beruht jedoch auf einer (meist unausgesprochenen) Voraussetzung, nämlich der, daß analog zur dinglichen Welt jedem TAT-Bild eine bestimmte thematische Valenz fest zugeschrieben werden darf – in dem Sinne, wie für uns feststeht, daß ein Körper seine Größe und sein Gewicht 'hat'. Damit unterstellt man jedoch bereits dem einzelnen TAT-Bild eine 'Validität', die man den sogenannten projektiven Verfahren im ganzen nicht zubilligen möchte.

Man wird den Möglichkeiten und Grenzen des TAT schwer gerecht, wenn man die thematischen Valenzen der Bilder gleichsam zu

Skalen umfunktioniert, mit denen bestimmte Merkmale des Falles bzw. seiner Problematik 'gemessen' werden könnten. Messen ist ein Vergleichen, Geschichten auswerten ein Rekonstruieren. Die thematische Valenz eines Bildes ist sein Aufforderungscharakter, der ihm nicht in der Weise anhängt wie die Merkmale den Dingen. Auch die thematische Valenz entsteht im Umgang mit dem Bild – als eine Produktion aus Bild und Betrachter. Und in diese Produktion wirken auch die Bilder hinein, zu denen vorher eine Geschichte erzählt worden ist, oder nicht erzählt werden konnte (Versager). Thematische Valenzen werden nicht selten mit Verzögerung (erst bei einem späteren Bild) wirksam; sie können also über einige Bilder hinweg latent bleiben. Mitunter bedürfen sie der Vorbereitung durch die Valenzen anderer, benachbarter Bilder; oder sie werden durch sie unterdrückt. Bei der Fall-zu-Fall-Auswahl werden die TAT-Tafeln als eine Kollektion von Bildern betrachtet, aus der man die auswählt, die gerade geeignet erscheinen. Man berücksichtigt dann nicht, daß die Bildserien nach einem Entwicklungsprinzip zusammengestellt worden sind. Aus tiefenpsychologischer Sicht ist außerdem zu bedenken, daß Verdrängungs- oder Kompensationsmechanismen unkenntlich machen, welche für den Erzähler typische Problematik aufgegriffen worden ist.

Jeder Diagnostiker ist bemüht, ein von ihm geschätztes Vorgehen mit seiner Erfahrung zu begründen. Auch die Wissenschaft läßt Raum für verschiedene Erfahrungen. So werden auch bei der Arbeit mit dem TAT unterschiedliche Vorgehensweisen nebeneinander ihre Berechtigung behaupten wollen. Eine Erfahrung dürfte aber kaum zu bestreiten sein. Sobald man die Auswertung nicht auf die einzelne Testgeschichte einschränkt, sondern die Geschichten über alle 10 Bilder ins Auge faßt, um eine Längsschnittanalyse vorzunehmen, d. h. 'den ganzen Roman' zu rekonstruieren, wird man merken, daß der Einfluß der Valenzen einzelner Bilder unterschiedlich stark ist (REVERS,

TAEUBER, 1968, S. 89). Der Auswerter muß dann – in Gedanken – gewissermaßen umkomponieren, um mit dem wechselnden Engagement des Erzählers und dem nicht stets gleich stark zur Wirkung kommenden Aufforderungscharakter der Bilder fertig zu werden. Zumindest so lange, wie er sich in diesen Umgang mit TAT-Geschichten einübt, wird er es zu schätzen wissen, mit einer stabilen und deswegen ihm vertrauten Bildserie gearbeitet zu haben.

IV

Die Auswertung von TAT-Geschichten kann hier auf engem Raum nicht im einzelnen behandelt werden. Dazu sei ausdrücklich auf das Handbuch von REVERS und TAEUBER verwiesen. Zu betonen ist jedoch, daß die von REVERS vorgeschlagene verkürzte Auswertungsmethode – das Herausarbeiten des psychologischen Problems, Kontextes und der Lösung (Was-Wo-Wie-Schema) – sich in der Praxis hervorragend bewährt hat. Freilich muß der Diagnostiker selbst einer Schwierigkeit vorbeugen. Geht er eklektisch vor, d. h. arbeitet er durchgängig nicht mit nur einer Persönlichkeitstheorie, handelt er sich für die Erstellung des Gesamtbefundes Übersetzungsprobleme ein. Die Mosaiksteinchen scheinen dann später nicht in ein einheitliches Bild zu passen. Ferner ist zu unterstreichen, daß die Beschreibung der TAT-Geschichten – ihre deskriptive Übersetzung (REVERS, TAEUBER, 1968, S. 162ff) – gar nicht sorgfältig genug betrieben werden kann, auch wenn sie nur einen Zwischenschritt darstellt, der im fertigen Befund nicht mehr in Erscheinung tritt. Es ist keine Übertreibung, wenn man feststellt: Die 'Reliabilität' des TAT ist davon abhängig, wie sorgfältig die Beschreibung der Geschichte praktiziert wird.

Hier soll an einem Beispiel dargelegt werden, wie die Endphase der Befunderstellung – die Rekonstruktion des Ganzen aus den Fragmenten zu bewerkstelligen ist. Es wurde ein

Beispiel gewählt, das vom Material her nicht zu umfangreich und dessen Problematik über die 10 Geschichten relativ deutlich zu erkennen ist.

Die Geschichten zu den ersten 10 Tafeln (Serie für männliche Patienten) eines 16-jährigen Jugendlichen lauten:

1. Die Mutter hat dem Sohn eine Geige aus der Stadt mitgebracht. Aber der Junge weiß nicht viel damit anzufangen und überlegt, wie er sich drücken kann. Der will die Geige kaputtmachen. Schließlich muß er doch zum Unterricht und wird zum Schluß ein sehr guter Geiger.
VI: Wie erlebt er das?
Erst hat er sich gestraubt, dann hat es ihm Spaß gemacht.
2. Die Tochter ist Sohn eines Bauern und soll auf dem Felde arbeiten, sie will sich aber weiterbilden und nicht werden, was der Vater ist, und liest Bücher. Und als sie auf eine höhere Schule gehen will, gibt der Vater die Einwilligung nicht. Er meint, daß sie heiraten soll. Die Frau wehrt sich, geht trotzdem auf die Schule, fällt aber bei der Prüfung durch und muß jetzt wieder auf dem Felde arbeiten. Sie ist traurig und wird ... ist hinterher als alte Dienstmagd da. Hätte sie von Anfang an die richtige Schule besucht, hätte sie es vielleicht geschafft. Moral: Nicht so schnell aufgeben, nicht immer nach anderen richten.
VI: Wie erlebt die Tochter die ganze Geschichte?
Traurig.
3. Trinker. Es war einmal ein Junge, der wollte nur aus Neugierde jeden Tag Alkohol trinken, ist dann keine Neugierde, ist aber egal. Also jeden Tag nach der Schule trinkt er seine 3 Glas Bier, macht die Schule und hat sich dran gewöhnt. Als er aus der Schule kommt, hat er keine Lehrstelle, ist asozial, und weil er nicht mehr weiter weiß, trifft er sich mit seinen Freunden und trinkt wieder. Mittlerweile ist er schon abhängig und als eine Lehrstelle frei ist, bekommt er sie nicht, weil er so heruntergekommen ist. Er trinkt immer mehr und gibt bei seinen Freunden an, daß er jetzt groß am Arbeiten wäre. Aber in Wirklichkeit hat er gerade eine Stelle als Hilfsarbeiter bekommen. Als er da wieder rausfliegt, weil er sich nicht unterordnen kann, betrinkt er sich

so, daß er in ein Krankenhaus eingeliefert werden muß, und pflegebedürftig darauf wartet, wieder rauszukommen. — Fertig.

VI: Was sagen die Eltern zu diesem Schicksalsroman?

Daß der Junge zu faul wäre. Ich, ich weiß doch nicht, was die sagen. Nur die helfen ihm nicht.

VI: Will er denn Hilfe?

Nein, er will lieber im Krankenhaus bleiben, weil er da nicht abgewiesen wird.

4.

Ein Typ, der geht ins Freudenhaus und trifft eine alte Bekannte und er will der alten Bekannten helfen. Zuerst ist er entsetzt, aber dann will er sie mitnehmen, aber das geht nicht, weil sie irgendwie gebunden ist. Er versucht, sie rauszuholen und stößt auf den Widerstand des Chefs. Die Dame will nicht fort. Er wendet sich von ihr ab und will nach Hause.

VI: Warum will er sie rausholen?

Weil es eine alte Bekannte ist. Oder eine Schwester. Und er sagt, daß es in ihrer Familie sowas nicht geben soll, obwohl er selbst Kunde dieses Freudenhauses ist.

VI: Was hat er für ein Gefühl, als er da weggeht?

Er ist traurig, sie zurücklassen zu müssen.

5.

Mutter merkt, daß ihr Sohn weggelaufen ist. Sie hatte ihm noch verboten, mit Freunden im Auto durch Europa zu fahren. Nun ist er also doch weg, und die Mutter ruft die Polizei. Die stoppen das Auto an der Grenze und bringen den Sohn wieder nach Hause. Dort wird er eingesperrt und muß mit seinen Eltern zusammen in die Berge fahren. Nach drei Wochen kehren sie wieder um, und der Junge geht wie immer zur Schule. Von nun an zieht sich der Junge auf sein Zimmer zurück. Als ihn die Eltern zu Gesprächen zwingen, verschwindet er und ward nicht mehr gesehen.

VI: Wie reagieren die Eltern darauf?

Sie geben ihn auf. Sie sagen, er würde nichts mehr, weil sie ihm nichts zutrauen. Wenn er mal etwas alleine macht, geben sie ihn auf.

6.

Die Frau wohnt seit 50 Jahren in dem Haus, nun teilt der Sohn ihr mit, daß sie in ein Altersheim gebracht werden soll, um Platz für seine Kinder zu bekommen. Die Mutter versteht das nicht und begeht Selbstmord. Punkt. (legt weg)

VI: Wie erlebt der Sohn das?

Wie immer traurig. Er ist bestürzt und sieht seinen Fehler ein.

7.

Der Firmenchef sagt seinem Angestellten, er solle verschwinden, er sei entlassen. Darauf erwidert der Mann, daß er Familie und Kinder hat. Der Chef entgegnet, daß er das auf freundschaftlicher Ebene regeln kann und versucht, ihn zu überreden, freiwillig zu gehen. Er muß aus seiner Wohnung raus und der Chef meint, er habe das nicht gewollt.

8.

Der Junge lebt im ersten Weltkrieg oder im zweiten und muß erleben, wie das Haus von einer Bombe getroffen wird und seine Eltern dabei umkommen. Er irrt umher und findet keinen Unterschlupf, weil ihn niemand reinlassen will, selbst die Freunde und Nachbarn nicht. Lassen wir das.

9.

Ein Junge geht in Amerika auf die Trampreise und fährt mit der Eisenbahn und will Abenteuer erleben. Er hat sich einer Horde Vagabunden angeschlossen und tut das, was ihm gerade paßt. Als er einmal krank wird und ihm niemand hilft, beschließt er, nach Hause zurückzukehren. Doch man erwischt ihn und sperrt ihn ein. Als er wieder gesund ist, beschließt er, doch weiter zu trampeln. Er entfernt sich immer weiter von seiner Heimat. Als er in einen Unfall verwickelt wird, ist es zu spät. Er sieht die Sinnlosigkeit seines dauernden Umherziehens ein, doch er stirbt.

VI: Warum machen Sie so große Pausen?

Muß überlegen, weiß nicht, wie der Schluß ist.

10.

Vater und Tochter treffen sich nach langer Zeit wieder, in den Wirren des Krieges gerieten sie auseinander, sie umarmen sich und die Tochter redet von einem Leben zu zweit. Doch bald merkt sie, daß der Vater nicht mehr die alte Zuneigung zu ihr hat. Er ist inzwischen wieder verheiratet. Enttäuscht wendet sie sich von ihm ab. Hat sie recht?

Im nacherzählenden Stil (also wie ein Roman) soll nun mit seinem Leiden und Scheitern das Lebensschicksal dargestellt werden, das sich auf der Grundlage dieser 10 TAT-Geschichten rekonstruieren läßt. Im Hinblick auf therapeutische Maßnahmen hat es sich als günstig erwiesen, den 'Roman' in vier Abschnitte zu untergliedern. Es sei wiederholt, daß der nachfolgenden Zusammenfassung eine sorgfältige Auswertung jeder einzelnen Geschichte vorausgegangen

Tafel	Klagen	Gelebte Methoden	Konstruktion(sproblem)	Konkretes Handeln
1)	etwas (Aktivität) wird erwartet (von Mutter)	sich drücken wollen (Objekt zerstören wollen), sich fügen	mit Anspruch konfrontiert	(überlegen)
2)	Mißerfolg (am Vater), es wird nichts aus einem: traurig	sich wehren, aber unterliegen, ... hätte ... vielleicht (Appell an allgemeine Moral)	Aufbegehren aber Scheitern 1 und 2: wäre man bei einem erfolgreich, scheiterte man am anderen	Fehlleistung: Tochter = Sohn
3)	es bleibt nur der 'verkehrte' Weg	sich herunterwirtschaften (als Druckmittel?)	Rückzug in die Pflegebedürftigkeit (was will man sich erhalten?)	detaillierte Angaben
4)	merkwürdige Unklarheit – eigener Antrieb oder Verführung; entsetzt, traurig	sich abwenden, weggehen	doppelte Moral; Frau ist loka- rend und lähmend; Rettungs- fantasie; Widerstandserfahrung	viermal ... will ...
5)	Verbot (von Selbständigkeit), gezwungen, eingesperrt, aufge- geben werden	verschwinden (sich unsichtbar machen)	Bleibenmüssen, gebrochene Ini- tiative	... ist (weggelaufen)
6)	abgeschoben werden (Mutter durch Sohn), bestürzt, traurig	wegschicken, nicht verstehen (daß Trennung notwendig ist)	Platz für sich ausdehnen (je- manden verdrängen macht schul- dig)	etwas mitteilen, ... soll
7)	Verteidigung bringt Niederlage (soll Sohn abgeschoben werden?)	Appell an Nachsicht, nicht frei- willig gehen	Niederlage nicht abwenden kön- nen, keinen Kompromiß errei- chen	... sollte
8)	von allen verlassen	nach Hause zurückkehren (Hilfsbedürftigkeit herstellen)	Beseitigungsfantasie ('Befreiung' auf einen Schlag)	umherirren
9)	Sinnlosigkeit eigener Aktivität	Demonstration von Freiheits- willen, zurückkehren	Vor- und Zurückgehen	umarmen (merken)
10)	verschmähte alte Liebe, Ent- täuschung	auseinandergehen, sich abwen- den	alte Bindung trägt nicht mehr	

ist. Die Ergebnisse für jede Geschichte werden zweckmäßigerweise in einer Übersicht zusammengestellt (siehe Abbildung S. 39). Aus Gründen, die mit der Abweisung des Projektionsbegriffs zu tun haben, deren ausführliche Erörterung aber nicht erforderlich ist, wird das Subjekt des zu schildernden Schicksals mit 'man' bezeichnet.

Erster Abschnitt (*Klagen*): Nicht viel weiß man damit anzufangen, daß (von der Mutter) eine Aktivität erwartet wird, die zum Ziel hat, etwas aus sich zu machen. Man sträubt sich, hofft aber, daß eine Wende eintreten möge, damit Arbeit und Mühen schließlich doch Spaß machen. Aber nicht einmal einer solchen Hoffnung kann man sich überlassen, zumal das allein auch nicht weiter hilft. Zugleich sieht man sich (von seiten des Vaters) einer Forderung ausgesetzt, die darauf hinausläuft, daß man es unterlassen soll, etwas (Höheres) aus sich zu machen. Man wehrt sich zwar, doch ohne (die richtige) Unterstützung kann man es nicht schaffen. Es bleiben einem nur die niederen Dienste.

Hat man sich auf einen Weg gemacht, der eindeutige 'Freuden' verspricht, stellt sich eine eigentümliche Unklarheit ein. War es eigener Antrieb oder gibt man einer Verführung nach? Darf man nicht haben, was (wen) man begehrt? Die Arten der Bindungen, die wirksam sind, sind nicht so recht zu durchschauen. Wer ist die „alte Bekannte“? Welches ist der Grund des Entsetzens? Jedenfalls spürt man deutlich genug, daß man Widerstände (eines Mannes) weckt, die man nicht brechen kann. Sich einem Mann gegenüber zu behaupten, ist aussichtslos. Direkt kann man sich nicht wehren; man muß eher auf Mitleid hoffen. Gibt man nicht rechtzeitig nach, hat man seine Niederlage selbst gewollt. Enttäuschend ist, daß andere (Eltern) ihre Bindungen haben und auch neue finden.

Zweiter Abschnitt (*Gelebte Methode*): Sieht man Anforderungen auf sich zukommen, möchte man sich drücken. Wehrt man sich

(wie?), ist man erfolglos. Wird das Scheitern (Durchfallen) arrangiert? Zur direkten Auseinandersetzung kann (oder will) man sich nicht aufrufen; man zieht sich zurück, wendet sich ab; weiterem Druck pariert man, indem man verschwindet (nicht mehr gesehen wird). Man könnte auch weglaufen. Aber dann wird man noch rechtzeitig gestoppt und wieder zurückgeholt. Es gibt auch die Möglichkeit, jemanden wegzuschicken (die Mutter wegzuwünschen). Auch das wäre ein Fehler (man würde schuldig). Verhandeln bringt auch nichts, man ist der List (eines Mannes) nicht gewachsen. Vielleicht könnte eine Radikallösung (die Beseitigung der Eltern) die Lage wenden? Auch die würde sich gegen einen kehren – von niemandem würde man gemocht (reingelassen). Man könnte tun, was einem gerade paßt, doch auch dabei würde man von seinem Schicksal eingeholt. Man müßte die Sinnlosigkeit seines Umherziehens einsehen.

Es scheint ja doch einen Ausweg zu geben: den systematisch betriebenen Rückzug in die Pflegebedürftigkeit! Das wäre tatsächlich ein erstrebenswertes Ziel. In der Lage kann von einem nichts gefordert werden; und man wird nicht abgewiesen. Man wäre jenen (den Eltern) zuvorgekommen, die einen aufgeben (wenn man mal etwas alleine macht).

Dritter Abschnitt (*Konstruktionsproblem*): Die Frage ist also: Was soll man tun? Woran, woraufhin kann man sich zuverlässig orientieren? Man ist in eine Zwickmühle geraten. Folgt man der einen Erwartung, verstoßt man gegen die andere (glaubt man, „hü“ zu hören, hört man zugleich „pri“). Versuche, das Leben selbst zu gestalten, bringen nur Schwierigkeiten und Niederlagen (wegen anderer Bindungen und Widerstände). Das Selbständigwerden scheitert, weil man sich selbst glauben machen will, es gäbe nur die Alternative: sich fügen oder (von den Eltern) aufgegeben werden. Den eigenen Lebensweg sucht man auf der Straße des Verlierers.

Vierter Abschnitt (*Bewerkstelligen*): Abenteurer will man erleben und wohl nicht nur als faul gelten. Aber was tut man wirklich? Man irrt umher, zieht sich zurück, verschwindet und wird nicht mehr gesehen. Man selbst tut eigentlich kaum etwas. Es „soll“ etwas getan werden; man „will“ etwas tun (kaputtmachen, jemanden mitnehmen); man überlegt, wie man sich drücken kann; man läuft nicht einmal weg, sondern „ist“ schon weggelaufen. Man malt sich aus, was man tun könnte, faßt aber nichts an. Zwar schließt man sich (einer Horde) an, aber das führt in Verwicklungen, und schließlich ist es (für eine Umkehr) zu spät. Freilich ist genau bekannt, wie der Rückzug in die Pflegebedürftigkeit zu bewerkstelligen ist. Die Neugierde könnte dabei den ersten Schritt erleichtern.

Diese Auswertung bleibt an Stellen zurückhaltend, wo sich dem psychoanalytisch orientierten Diagnostiker Deutungen anbieten würden. Diese Zurückhaltung gehört zur Methode. Bevor TAT-Geschichten gedeutet werden können, muß sichergestellt sein, daß die Deutung das gesamte Material auf Bedeutungskreise hin auslegt, die in der Beschreibung der Geschichten bereits sichtbar geworden sind. Das Deuten sollte ein Herausrücken, ein Verdeutlichen sein.

Zunächst ist festzuhalten, daß in den 10 TAT-Geschichten durchgängig und in Variationen das Thema (der Roman) „Mein Lebensweg“ behandelt worden ist. Will man auch für diesen 16jährigen voraussetzen, daß sein Weg in die Selbständigkeit eines erwachsenen Mannes führen sollte, so ist leicht zu erkennen, daß seine TAT-Geschichten geradezu *alle denkbaren Möglichkeiten des Scheiterns* durchspielen. Ja, als Denkaufgabe gestellt, hätte er diese Möglichkeiten gar nicht alle erfinden können. Aber so etwas wie eine 'geheime Intelligenz' scheint ständig mit ihnen beschäftigt zu sein. Es wäre sehr oberflächlich geurteilt, wenn man sagte, dieser Jugendliche leide an seiner Unselbständigkeit. Das tut er gewiß auch. Der Diagnostiker muß aber erkennen, daß hier jemand

zugleich ein Ziel (gemessen an dem Ziel des Selbständigwerdens sicher ein 'verkehrtes') sehr konsequent verfolgt – wie jemand, der verschiedene Möglichkeiten antizipiert, um auf alle Eventualitäten gefaßt zu sein.

Es ist eine wichtige Frage, ob der Erzähler dieser TAT-Geschichten sich in die Inaktivität (Passivität) flüchtet, Wut und Aggression verdrängt und sich als pflegebedürftig anbietet, um (sozusagen nach Art eines Totstellreflexes) die Angriffslust des Vaters zu bannen, damit ihm (dem 16jährigen) die Mutter als beschützende Versorgerin und zugleich verführerische Frau (Dirne) erhalten bleibt. Die Möglichkeiten des TAT wären aber auch in diesem Fall nicht hinreichend genutzt, wenn man diese allgemein gehaltene Hypothese bereits für eine Erklärung hielte, mit der man den Fall abschließen könnte, und darüber vergäße, die Rekonstruktion des von den TAT-Geschichten reflektierten Schicksals zu Ende zu führen.

Mit einer gewissen Virtuosität und ausführlich behandelt der TAT-Roman – wie gesagt – die Möglichkeiten der Verhinderung von Selbständigkeit. Was man nicht tun darf, aber vor allem können und machen muß, um die Selbständigkeit zu gewinnen, davon handelt das *Märchen* „Das Wasser des Lebens“ (Brüder GRIMM, 1977, S. 416 ff).

Es berichtet davon, daß die drei Söhne eines lebensgefährlich erkrankten Vaters (Königs) sich nacheinander auf einen gefährlichen Weg machen, um das Wasser des Lebens zu suchen, das den Vater heilen wird. Nimmt man für wichtig, was zweimal gesagt wird, so ist eine wichtige Aussage des Märchens diese: Wer sich in einer lebenswichtigen Angelegenheit aufmacht, der darf nicht losgehen und stolz und hochmütig meinen, er kenne schon genau das Ziel, die Gefahren, die zu überwinden sind, und er wäre schon genügend ausgerüstet, um unterwegs alle schwierigen Aufgaben zu meistern. Wer so denkt und danach handelt, der kommt nicht weit; der gerät bald in eine Enge, sitzt fest

wie eingesperrt und kann nicht vorwärts und nicht rückwärts. So erging es dem ersten und dem zweiten Sohn. Wenn man nun schon auf das Ende des Märchens schaut, ist zu verstehen, daß am Ziel etwas gewonnen ist, das für jeden Sohn nicht minder lebenswichtig ist als das Heilwasser für den Vater. Denn der (jüngste) Sohn hält am Ende Hochzeit mit großer Glückseligkeit; er hat eine Frau und einen eigenen Hausstand (ein Königreich) gewonnen. Die Brüder aber waren fort und kamen ihr Lebtag nicht wieder. Der jüngste Sohn hatte sich auf den Weg gemacht, und vor sich und einem anderen Wesen keinen Hehl daraus gemacht, daß er weder das konkrete Ziel kannte, noch für die Aufgaben, die auf ihn zukommen mußten, gerüstet war. Er sah seine Lage richtig, nahm fremde Hilfe an, erwarb sich Freunde und bewahrte sich seine Leidenschaft. Sein Weg war lang. Er hatte Gefahren zu bestehen und bestand sie; war Versuchungen ausgesetzt und widerstand ihnen, konnte Aufschub leisten; mußte seine Schwäche und Verwundbarkeit spüren; war ein Opfer des Neides und der Rachsucht seiner Brüder; und es blieb ihm nicht erspart, daß zwischendurch auch der Vater ihn beseitigen wollte.

Dieses Märchen und der TAT-Roman legen sich wechselseitig aus. Der 16-jährige hat ausführlich das Schicksal des Sohnes erzählt, der nicht vorwärts kommt. Während das Märchen vor diesem Schicksal zweimal warnt, legt der 16-jährige dar, mit welchen Methoden es zu erreichen ist.

Vielleicht möchte man ergänzen: Das Märchen spreche eigentlich von dem Wunsch des Sohnes, den Vater zu beseitigen, damit er (der Sohn) die Mutter nur für sich habe. Das ist ja nicht falsch. Und es bliebe zu würdigen (was der Kürze wegen unterbleibt), daß das Märchen erstaunlich genaue Angaben bzw. Anspielungen darüber, was der Sohn *können muß*, damit er seine Königin (Frau) und sein Heim findet. Und eben dieses sollte hier hervorgehoben werden, weil die TAT-Geschichten des 16-jährigen eben auch davon handeln, daß offenbar jemand 'meint', er brau-

che nicht wirklich zu tun, was anderen nicht erspart bleibt, nämlich sich auf die (auch im Märchen) genannten Entwicklungsnotwendigkeiten einzulassen und selbst etwas in Angriff und in die Hand zu nehmen; und der ferner mit dem Gedanken spielt, an den Forderungen, die mit dem Selbständigwerden(-Wollen) notwendig an ihn gestellt sind, vorbeizukommen, wenn er seine Kunstfertigkeit (Methoden) auf das Herstellen einer Pflegebedürftigkeit verwendet, so daß diese Bedürftigkeit zu einer 'verkehrten' Selbständigkeit würde.

Sosehr die skizzierte psychoanalytisch orientierte Deutung unserem klassisch-naturwissenschaftlich ausgerichteten Verlangen nach Erklärungen entgegenkommen mag, so wenig erscheint sie aus der Sicht des hier dargelegten Verständnisses der Beziehung zwischen Literatur (eines Menschen wie du und ich) und Lebensgestaltung als hinreichend. Der TAT — seine Grundlagen und Probleme der Auswertung — wurden hier aus der Perspektive einer wirkungsanalytischen Behandlungsmethode (der in Köln entwickelten Intensivberatung, vgl. SALBER, 1980) dargelegt. Deswegen wurde im vorgestellten Fall nicht nur nach einer Erklärung für die Beschwerden (Klagen) und Schwierigkeiten gesucht, sondern darüber hinaus nach den Entwicklungslinien bzw. -möglichkeiten Ausschau gehalten, die bislang nicht beschritten bzw. die gerade in diesem Fall von den Eltern verstellt wurden. Der 16-jährige hatte übrigens einen älteren Bruder, von dem beide Eltern sagten, daß er „glatt durchmarschiert“ sei.

Wenn richtig ist, daß Geschichten (Literatur) die Zusammenhänge unserer Erfahrung *machen*, dann muß Behandlung (Therapie) ein methodisches Eingreifen in eben diese Zusammenhänge sein. Veränderung durch Behandlung wäre dann eine Art *Umerzählen* gelebter Literatur (denn die Geschichten gestatten mehrfache Variationen). Die Ergebnisse entsprechend strukturierter und durchgeführter Behandlungen zeigen, daß dort, wo der Behandlungsverlauf

als erfolgreich eingeschätzt werden darf, die Geschichten des (ehemaligen) Patienten dann andere, nicht mehr so überlastende (überfordernde) Lösungen für Konstruktionsprobleme der Lebensgestaltung reflektieren. Für den vorgestellten Fall — und dies ist eine Aussage, die vielleicht Erstaunen hervorrufen wird — sagt das Märchen, auf das der TAT anspielte, ganz unmißverständlich, welche Zusammenhänge beim Umerzählen (in der Therapie) eigens herausgekehrt werden müssen, damit eine realitätsgerechte Entwicklung möglich wird. Abschließend ist zu sagen, daß das Umerzählen gelebter Literatur nur gelingen kann, wenn der Patient die Konstruktionen seiner Literatur versteht.

Literatur

- BLOCH, E., Spuren. Frankfurt/M. 1975
 FREUD, S., Die Traumdeutung. Ges. Werke II/III. London 1942
 FRISCH, M., Stich-Worte. Frankfurt/M. 1975
 GRIMM, Brüder, Kinder- und Hausmärchen. Berlin-Weimar 1977, S. 416-421
 HECKHAUSEN, H., Die Problematik des Projektionsbegriffs und die Grundlagen und Grundannahmen des TAT, in: Psychologische Beiträge 1960, S. 53-80
 HEIDEGGER, M., Der Ursprung des Kunstwerkes. Stuttgart 1960
 KELLY, G.A., Der Motivationsbegriff als irreführendes Konstrukt, in: THOMAE, H., Die Motivation menschlichen Handelns. Köln 1965, S. 498-509

*) Vorabdruck mit freundlicher Genehmigung aus:
 PETZOLD, H., (Hg.), Poesie — Therapie. Paderborn 1983

- LESSING, G.E., Hamburgische Dramaturgie. Stuttgart, 3. Aufl. 1963
 RAUCHFLEISCH, U., Testpsychologie. Göttingen 1980
 REVERS, W.J., TAEUBER, K., Der thematische Apperzeptionstest — TAT. Bern-Stuttgart, 2. Aufl. 1968
 ROMBACH, H., Substanz, System, Struktur. I. Freiburg-München 1965
 SALBER, W., Literatur, Handlung und Behandlung, in: Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. Frankfurt/M. 51/1973, S. 1036-1076
 SALBER, W., Werke sind Definitionen, in: Schuh-Werke, Aspekte zum Menschenbild. Nürnberg 1976, S. 33-37
 SALBER, W., Konstruktion psychologischer Behandlung. Bonn 1980
 SCHAPP, W. In Geschichten verstrickt. Zum Sein von Mensch und Ding. 2. Aufl. Wiesbaden 1976
 SCHMIDT, L., KESSLER, B., Anamnese, Methodische Probleme, Erhebungsstrategien und Schemata. Weinheim-Basel 1976
 WYATT, F., Das Psychologische in der Literatur, in: PAULSEN, W. (Hg.), Psychologie in der Literaturwissenschaft. Heidelberg 1971, S. 15-55
 Dr. Werner Seifert
 Psychologisches Institut II der Universität Köln
 Haedenkampstr. 2, D-5000 Köln 41
 Arbeitsschwerpunkte: TAT-Diagnostik, Intensivberatung, Medienpsychologie.
 Veröffentlichungen u.a. 'Holocaust', 'Holocaust und die Kulturpsychologie S. Freuds', 'Gruppendynamik'